



42 Nachdenklicher Mensch: Ineke Hans würde gerne das Tempo in der Designerzunft drosseln.

Werkstatt

- 50 Magazin**
 Material: transparente Karosserie
 Technik: Patientenortung per Funk
 Wettbewerb: Luxe Pack Award

Material

- 52 Vollflächig warm**
 Ein hauchdünnes Flies wandelt
 Strom in Wärme

Hochschule

- 54 Magazin**
 Hochschulpolitik: Neues in Kiel
 Aktion: FH Rosenheim in Köln
 Produktdesign: Sitzmodule

Event

- 56 Straßenkultur**
 Umgenutzte Gegensprechanlagen
 als Medium für junge Literatur

Forum

- 58 Port 2: Landeanflug**
 Eine Zeitschrift von Studenten der
 Bauhaus-Universität Weimar

Hintergrund

- 60 Magazin**
 Ausstellung: Architekturfotografie
 Hörbuch: Designtheorie
 Buch: Amerikanische Inspiration

Ausstellung

- 62 Glitzerndes Getue**
 Eine Kulturgeschichte des
 Parfums in Hamburg

Ausstellung

- 64 Perfekte Illusion**
 Die perfekt inszenierten Lebens-
 welten Stanley Kubricks in Berlin

Konferenz

- 65 Restaurierter Müll?**
 Museales Design wirft ethische
 und technische Probleme auf

Konferenz

- 66 Moral und Muster**
 Der Ornamentboom: Mode oder
 gesellschaftliches Symptom?

Rubriken

- 3 Editorial**
6 Nachrichten
8 Signale
10 Messe-Signale
 Neuheitenvorschau zur ISH
70 Kalender
74 Schlusswort
76 Impressum
76 Vorschau

Ineke Hans

„Ich sehe Design mehr als eine Pflicht, an den Rest der Welt zu denken.“

Ineke Hans lässt sich durchaus in einem Atemzug mit Hella Jongerius, Ed Annink, Richard Hutten oder Jurgen Bey nennen, denn sie gilt als eine der vielseitigsten und unkonventionellsten Produktdesigner Hollands. 1966 in Zelhem geboren, studierte Ineke Hans Möbel- und Produktdesign am Royal College of Art London und der Hogeschool voor de Kunsten Arnhem. Direkt nach ihrem Studium in London arbeitete sie drei Jahre für Habitat, danach kehrte sie in die Niederlande zurück und gründete 1998 ihr Studio „Ineke Hans/Arnhem“. Dessen gestalterische Bandbreite reicht von Kleinserien bis zur Massenproduktion und von Interiordesign oder Schmuck bis zu Spielplätzen. Hans' Entwürfe sind in renommierten Museen wie dem Museum Boijmans van Beuningen in Rotterdam, dem Amsterdamer Stedelijk Museum und im Crafts Council London zu sehen und erhielten vielfach internationale Auszeichnungen. Ineke Hans lehrt an der Design Academy Eindhoven und an der Academy voor Bouwkunst in Arnhem. Der design report traf Ineke Hans im Museum Boijmans van Beuningen in Amsterdam, in dem die Niederländerin auf der Ausstellung „Made from Pewter enjoyed from Pewter“ mit einigen Zinnentwürfen vertreten war.

Sie studierten Design in London und in Arnheim. Was beeinflusste Sie mehr?

Meine Studienzeit in London. An London mag ich, dass die Stadt eine Art Survival-Dschungel ist. Um dort als Designer zu überleben, muss man sehr hart arbeiten. Das ist zwar überall so, aber in London sind schon Studenten sehr kommerziell orientiert und wissen, dass sie Aufmerksamkeit erregen müssen, um im Dschungel zu bestehen. Die Studierenden am Royal College waren viel stärker als in den Niederlanden darauf konzentriert, wie ihre Entwürfe zu realen Produkten werden und wie sie mit der Industrie zusammenarbeiten könnten. In den Niederlanden ist die Designer-Realität durchaus jene, mit der Gründung eines eigenen Büros zu starten. Wer das in Großbritannien machen will, braucht eine Art Pitbull-Mentalität, weil es sehr schwierig ist, aus der Masse der Designer herauszuragen, besonders in der Megatown London.

Nach vier Jahren in Großbritannien sind Sie wieder in die Niederlande zurückgekehrt.

Um als Designer zu starten, sind die Niederlande zurzeit ein besseres Pflaster als Großbritannien. Es ist mehr Platz für unabhängige Designer und im Design passieren im Moment in Holland sehr interessante Dinge. Für mich ist das Leben hier überhaupt angenehmer. In London wohnte ich in Zone Zwei. Ich brauchte eine Stunde, um ins Zentrum der Stadt zu kommen. Wenn ich von Arnheim aus eine Stunde fahre, bin ich schon in Rotterdam oder in Amsterdam.

Wären die Arbeiten, die Sie von Arnheim aus machen, in Großbritannien überhaupt möglich?

Das ist schwer zu beurteilen. Als ich Mitte der 90er Jahre in London war, ging die Mentalität der Designer dort nicht sehr in die Richtung, die ich vertrete. Ich denke, dass ich trotz internationaler Vernetzung eine sehr holländische Designerin bin. In den Niederlanden ist die Idee des konzeptionellen Designs der normale Weg, Objekte zu entwerfen. Ich mag diese Haltung, schätze aber auch den pragmatischen Weg, etwa: Wie komme ich zu einem Stuhl? Wie schaffe ich es, dass er realisiert wird? Britische Designer wie Michael Young oder Ross Lovegrove sind sehr gut darin, lässige, sexy Sachen zu machen. Vielleicht weil es mehr darum geht, mit Design Geld zu verdienen. Die Produkte, die dabei herauskommen, sind irgendwie zugänglicher. Das ist etwas, das ich am britischen Produktdesign wirklich mag.

In den Niederlanden hingegen ist das Konzept sehr wichtig. Wir laufen dabei jedoch Gefahr, dass sich das Konzept selbst genügt. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Objekte kommunizieren und sich selbst erklären müssen, um zugänglich zu sein.

Was heißt das konkret?

Wenn ich Studenten unterrichte, sehe ich, dass sie dazu neigen, für sich selbst zu entwerfen. Sie entwerfen zum Beispiel viele Möbel zum Klappen, weil sie selbst wenig Platz in ihren Wohnungen haben. Nicht nur Studenten vergessen manchmal, dass es da draußen eine weite Welt gibt. Ich sehe Design mehr als eine Pflicht, an den Rest der Welt zu denken. Da kann man unterschiedlichste Wege gehen. Niemand muss sich prostituieren.





Haben Sie Ihren Weg gefunden?

Ja. Ich bin fasziniert von Fertigungs- und Verarbeitungstechniken. Aber ich sehe mich nicht als eine Hightechentwerferin. Ich liebe einfache Lösungen. Manchmal kann man mit einer bestimmten Technik nur Kleinserien produzieren, manchmal verlangt die Technik große Stückzahlen. Es hat für mich großen Reiz, die jeweils anwendbaren Techniken intelligent zu nutzen.

Früher habe ich für Kleinserien entworfen, aber das hatte sicher damit zu tun, dass mein Studio noch im Aufbau und die Möglichkeiten begrenzt waren. Riesenstückzahlen sind für mich eine spannende Herausforderung. Da kann man verschiedene Techniken aufgreifen und herausfinden, wo die Grenzen liegen. Im Moment arbeite ich mit dem holländischen Unternehmen Hema – vergleichbar mit Karstadt in Deutschland – an einem wirklichen Massenprodukt. Diese Aufgabe mag ich wirklich sehr.

Sie betonen oft, dass Sie viel Wert darauf legen, die psychologischen Wurzeln der Produkte zu untersuchen. Sie wollen herausfinden, auf welche Weise die Dinge gebraucht werden. Dabei geht es Ihnen nicht zuletzt um Kindheitsprägungen und kollektives Bewusstsein. Doch sollte das nicht jeder Designer berücksichtigen?

Das macht aber leider nicht jeder. Was die Anforderungen an einen Produktentwurf betrifft: Ich möchte fähig sein, das ganze Puzzle zu lösen, nicht bloß Teile davon. Es gibt so vieles zu bedenken: Technik, Material, Verkauf, Benutzerverhalten, Geschichte, die Zukunft von Produkten und so weiter. Als Designer muss man mit all diesen Fassetten umgehen. Die gelungensten Produkte sind sehr oft solche, die das alles beinhalten – aber das übrigens nicht edukativ ausatmen. Wer in den letzten Jahren hier zu Lande die Designschulen verlässt, hat oft zu sehr die äußere Erscheinung eines Produkts im Fokus und weniger die Benutzbarkeit. Es gibt sehr viele Objekte in dieser Welt, die schön anzusehen sind. Sie

können durchaus den Geist inspirieren, aber es ist nicht gesagt, dass man sie auch besitzen und jeden Tag benutzen möchte. Ich hingegen möchte Dinge entwerfen, die mentale Bedürfnisse befriedigen, aber auch ihren praktischen Zweck erfüllen.

Was inspiriert Sie bei Ihrer Arbeit?

Ich mag es, alte Gewohnheiten und Techniken in heutzutage selbstverständliche Sachen umzusetzen. Ich sagte schon, dass ich mich wirklich gerne mit Techniken beschäftige. Zinn etwa ist eine sehr alte Technik. Sie können es jedoch nicht auf dieselbe Weise verwenden wie im 16. Jahrhundert. Man kann aber die Zinnteknik untersuchen und die spannende Frage stellen, wie man etwas aus Zinn so herstellt, dass es heutzutage überleben kann.

Ein anderes Beispiel: Ich werde dieses Jahr nach Schweden gehen. Nur dort gibt es eine bestimmte traditionelle Glastechnik, um Kelche zu blasen. Ich möchte sie kennen lernen und anschließend anwenden. Ich tauche wirklich gern in unterschiedlichste Bereiche ein. Wenn ich nur auf Möbel konzentriert wäre, dann wüsste ich bald nichts mehr zu tun. Ab einem gewissen Punkt ist ein Tisch nicht mehr als eine Platte und vier Beine.

Das ist ein erstaunliches Statement für eine Designerin.

Mich fasziniert mehr, wie Objekte kommunizieren und welche Assoziationen sie hervorrufen. Wenn sie zum Beispiel ein Kind bitten, einen Baum zu zeichnen, bekommen sie zwei Linien und einen Kreis. Ein Haus ist ein Rechteck mit einem Dreieck darauf. Ganz früh speichern wir diese Icons in unserem Hinterkopf. Deshalb wird auch jemand aus China am Flughafen Schiphol sicher den Ausgang finden, jeder kann Piktogramme lesen. Das hat mit kollektivem Bewusstsein zu tun und ich mag es, damit zu spielen.

Ihr Sofa „Frozen Johannes“ sieht durch seine schrägen Beine so aus, als hätte ein zappeliges Sofa in der Bewegung innegehalten. Ist dies so ein Spiel mit unseren Prägungen?



„Und ich hoffe wirklich, dass wir ein bisschen im Tempo runterschalten können.“

Wir betrachten Dinge meist durch den Fokus, wie sie in der Vergangenheit waren. Nähte gliedern ein Sofa in Zweisitzer oder Dreisitzer, sie sind gepolstert und haben vier Füße. Ich spielte mit dem alten Thema Sofa und ordnete die Nähte so an, dass die Einteilung in Zwei- oder Dreisitzer nicht mehr klar ist. Dass „Frozen Johannes“ aussieht, als könne es laufen, stand nicht im Vordergrund. Mir ist nicht so wichtig, was die Leute darin sehen. Ich brauche diese kleinen Geschichten, um zu einem Endergebnis zu kommen. Was ich dabei unbedingt vermeiden möchte, sind Gadgets.

Viele Ihrer Produkte sind schwarz. Haben Sie eigentlich eine besondere Beziehung zu dieser Farbe?

Nein, nein. Vor den schwarzen Kollektionen machte ich sehr farbenfrohe Sachen. Aber jedes Mal, wenn ich Material bestellte, hieß es, wir können es ihnen nur in Weiß, Schwarz oder Naturfarben liefern. Also entschied ich mich, während eines Jahres nur eine Farbe zu verwenden – Schwarz. Ich entwarf die Kindermöbelkollektion „Black Beauties“ aus recyceltem Kunststoff, dann eine Serie aus schwarzem Porzellan. Wie im Legoland entwickelte ich für „Black Gold“ fünf Teile und kombinierte sie immer wieder neu – zu Tassen, Kannen, Kerzenständern und so weiter. Dann kam „Black Magic“, eine Stuhlkollektion in neuen Materialien und Techniken. Und am Ende machte ich ein Buch, „Black Bazaar“. Diese Projekte wurden sehr bekannt, und so dachten die Leute, ich hätte eine Vorliebe für Schwarz. Die habe ich nicht. Aber Schwarz macht einfach alles klarer, die Dinge sehen eher wie dreidimensionale Piktogramme aus. Piktogramme sind nicht von ungefähr oft nur in einer Farbe gehalten, das wirkt eindeutiger.

Bei der Kinderkollektion fragten mich die Leute, warum ich die Möbel nicht in Rot oder Blau entwerfe. Kinder würden doch kräftige Farben lieben. An meinem eigenen Sohn kann ich aber sehen, dass Kinder gar nicht so festgelegt sind.

Wenn sie etwas ansehen, fantasieren sie sofort, was sie mit den Dingen tun könnten. Eine Schachtel wird dann zum Boot. Der Raum unter dem Tisch wird zum Haus. Das ist ein sehr typisch menschliches Verhalten, denke ich. Wir sehen etwas, das wir nicht kennen, und schon fängt unser Geist an zu arbeiten: Was kann ich damit machen? Man denkt also sofort über Funktionen nach.

Gibt es etwas, das Sie gerne verändern würden?

Ich möchte nicht in die Falle geraten, mehr und mehr Aufträge abzuwickeln, um mich am Ende zu fragen, wer ich bin und was ich mit mir mache. Es ist mir ziemlich wichtig mich ständig zu hinterfragen. Manchmal ist man aber so ausgelastet, dass man es vergisst. Man wird zum Autopiloten. Ich versuche, es nicht dazu kommen zu lassen.

Was glauben Sie, in welche Richtung sich Designer in den nächsten Jahren entwickeln werden? Sind wir auf dem Weg zum Weltbürger?

Obwohl wir alle global vernetzt sind und genau wahrnehmen, was in anderen Ländern passiert, denke ich doch, dass es nationale Unterschiede weiter geben wird. Für mich ist es eher Zeit, all die konzeptionellen Entwürfe, die hier in den Niederlanden entstehen, in Produk-

tion zu bringen. Und ich hoffe wirklich, dass wir ein bisschen im Tempo runterschalten können. Immer von einer Messe zur anderen und immer etwas Neues – es wäre schön, wenn der Zirkus weniger laut wäre, obwohl ich selbst mit dem Zirkus weiterziehe. Ich glaube, es würde uns vor vielen unsinnigen Projekten bewahren, wenn wir uns mehr Zeit ließen. Wenn etwa die Computerfirmen sich einfach noch ein Jahr geben und keine Produkte mit Kinderkrankheiten auf den Markt bringen würden.

Philips hat vor langer Zeit den Slogan gehabt „Let's make things better“. Aber wir alle sind auch Teil des „Let's make more“ und gefangen in einer Welt, die wir selbst geschaffen haben. Als ich zum ersten Mal zur Möbelmesse nach Mailand fuhr, waren da nur ein paar Shows in der Stadt verteilt. Keine studentischen Projekte, nur ein paar Unternehmen, mehr nicht. Und jetzt? Letztes Jahr gab es mindestens 400 Shows in der Stadt. Alle präsentieren etwas Neues. Und nicht nur in Mailand. Es wiederholt sich in Tokio, New York, Köln und so weiter. Das ist einfach zu viel. Es wäre doch fantastisch, wenn mal jemand in Mailand sagen würde, wir schließen für ein Jahr.

Interview: Marion Godau

Fotos: Bas Jongerius

